

Am besten würde er sein eigener Nachfolger

Michael Haefliger will das Lucerne Festival Ende 2025 verlassen. Er hat den Musikfestspielen einen bleibenden Stempel aufgedrückt

CHRISTIAN WILDHAGEN

Am Montag verbreitete der Stiftungsrat des Lucerne Festival eine Meldung, die für Aufsehen in der Musikwelt sorgte: Michael Haefliger, der langjährige Intendant des Festivals, hat sich entschieden, seinen Vertrag in drei Jahren auslaufen zu lassen. Damit endet am Lucerne Festival eine Ära. Noch ist es zu früh für Abschiedsworte, aber wenn Haefliger seinen Posten in Luzern Ende 2025 verlässt, wird er das bedeutendste Musikfestival der Schweiz über ein Vierteljahrhundert lang geleitet, umfassend ausgebaut und künstlerisch geprägt haben. Wer immer ihm nachfolgt – dies soll bis Ende 2023 feststehen –, erbt ein Festival, das als erste Adresse neben Salzburg und Bayreuth in der deutschsprachigen Kulturwelt etabliert ist.

Haefliger geht auf eigenen Wunsch, das unterstreichen alle Beteiligten, auch er selbst. Aber Haefliger wird auch in dem Wissen gehen, dass die Weichen in Luzern auf absehbare Zeit in seinem Sinne gestellt sind, sogar über die drei von ihm noch betreuten Spielzeiten hinaus. Denn zumindest zwei seiner wichtigsten Neuerungen – man darf sie auch Errungenschaften nennen – werden nach seinem Ausscheiden kaum zur Disposition stehen. Sie sind nämlich während Haefligers Amtszeit mehr und mehr zum Markenkern des Festivals geworden, ja zu einem Alleinstellungsmerkmal, das diese musikalische Grossveranstaltung mit ihren jährlich über hundert Konzerten aus dem riesigen Festspielangebot in Europa heraushebt.

Die heiligen Kühe

Die erste dieser beiden – sozusagen – heiligen Kühe ist das Lucerne Festival Orchestra (LFO), das Haefliger 2003 zusammen mit dem Dirigenten Claudio Abbado gegründet hat. Das LFO setzt die von Arturo Toscanini 1938 begründete Tradition des Schweizerischen Festspielorchesters fort und gilt heute neben dem Wagner-Orchester in Bayreuth als beste Ad-hoc-Formation der



Michael Haefliger wurde 1961 als Sohn des Schweizer Tenors Ernst Haefliger in Berlin geboren. Er leitet das Lucerne Festival seit 1999.

Musikwelt. Kein Wunder, denn zu den alljährlich vier oder fünf Konzertprojekten des LFO finden jeweils Musikerinnen und Musiker aus europäischen Spitzenensembles zusammen. Der Vertrag des Chefdirigenten Riccardo Chailly, der das LFO nach dem Tod Abbados seit 2016 leitet, läuft schon jetzt bis mindestens 2026 – eine kluge Absicherung Haefligers.

Dessen zweite wegweisende Erfindung ist die Lucerne Festival Academy, die er im selben Jahr wie das LFO gemeinsam mit dem Komponisten Pierre Boulez ins Leben gerufen hat. Heute wird sie von Wolfgang Rihm geleitet, der sich im Rahmen eines eigenen Seminars dem Feinschliff des Kompo-

nistennachwuchses widmet. Erst kürzlich hat die Academy mit der Gründung des Lucerne Festival Contemporary Orchestra ein eigenes Spezialensemble erhalten. Mit der Breite seines Engagements für die zeitgenössische Musik übertrifft das Lucerne Festival inzwischen sogar die Konkurrenz in Salzburg bei weitem und ist nicht zuletzt mit seiner neuen «Forward»-Reihe zu einem vielbeachteten Podium für neue Musik geworden.

Michael Haefliger hat sowohl das LFO wie die Festival Academy in den vergangenen Jahren immer stärker ins Rampenlicht gerückt – in der richtigen Erkenntnis, dass hier etwas Bleibendes gewachsen ist, das dereinst auch für die

Wahrnehmung und Bewertung seiner Luzerner Intendanz massgeblich sein wird. In der dritten Sparte des Festivals, dem traditionellen Programmbereich mit Gastspielen internationaler Orchester, dürfen sich hingegen für seine Nachfolger die grössten Spielräume und wahrscheinlich auch Reformbedarf ergeben. Denn die Zukunft aufwendiger Orchestertourneen steht sowohl unter finanziellen Gesichtspunkten wie auch aus ökologischer Perspektive zunehmend infrage.

Ein Künstler-Intendant

Markus Hongler, der Präsident des Stiftungsrates, weiss sehr wohl, wie an-

spruchsvoll die Aufgabe ist, die ihm und der unterdessen eingesetzten Findungskommission bevorsteht. Im Gespräch lässt er mehrfach durchblicken, dass es bei der Nachfolge für Haefliger zentral um einen Gedanken geht, nämlich den der Kontinuität. Eine komplette Neuaufstellung des Festivals stand nie zur Debatte. Die demnächst erscheinende Stellenausschreibung liest sich denn auch wie ein indirektes Porträt des Amtsinhabers: Neben administrativen, wirtschaftlichen und kommunikativen Kompetenzen, internationaler Vernetzung und Erfahrungen im Sponsoring-Bereich werden ausdrücklich künstlerische Fähigkeiten erwartet.

In Luzern will man also am klassischen Modell eines Künstler-Intendanten festhalten, wie es ähnlich in Salzburg mit dem Pianisten Markus Hinterhäuser praktiziert wird. In Luzern selbst hat man hiermit beste Erfahrungen gemacht: Haefliger ist ja nicht nur der Sohn des berühmten Schweizer Tenors Ernst Haefliger, sondern auch ausgebildeter Geiger. Seine Kenntnisse und Fähigkeiten als Kulturmanager hat Haefliger ebenfalls aus der Praxis gewonnen, vor allem bei der Gründung des Davos Festival, von dem er 1999 nach Luzern wechselte. Dieser umfassende Praxisbezug, sowohl in musikalischen Fragen wie in administrativen Belangen, ist bis heute in Begegnungen mit ihm spürbar, ebenso in seinen meist schlüssigen Programmkonzepten, vor allem aber in der grundsätzlichen Offenheit, sich gleichsam evolutionär immer weiter entwickelnden Struktur des Festivals.

In Luzern tut man gut daran, an diesem zutiefst künstlerischen Prinzip festzuhalten. Denn Konzerte mit namhaften Solisten und eingängigen Programmen zusammenzustellen, das könnte im Zweifel auch ein kühl rechnender Manager mit entsprechender Expertise. Solche kommerziellen Festivals gibt es allerdings schon zur Genüge in der Welt der klassischen Musik. Luzern muss auch künftig mehr bieten als grosse Namen und flüchtige Opulenz.

Wenn sie vom alten Rom erzählt, kreischen die Girls

Mary Beard ist der Pop-Star unter den Altertumswissenschaftlern. Wie sie den Nerv dieser Zeit trifft

THOMAS RIBI

Sie möchte einen Cappuccino und kommt rasch zur Sache. Meine Frage, wie man eine Frau anspricht, die Dame Commander des Order of the British Empire ist, beantwortet Mary Beard mit einem Lachen. «I'm Mary», sagt sie, setzt sich ans Fenster der Hotelbar im Zürcher Hochschulquartier und fragt, wie lange das Gespräch dauern werde. Es ist erst kurz vor Mittag, aber Dame Mary ist müde. Sie atmet kurz durch, wischt sich die langen weissen Haare aus der Stirn. Am Abend vorher ist es spät geworden. Die Cambriger Historikerin hat am Zentrum für Altertumswissenschaften der Uni einen Vortrag gehalten. Thema: «Does Classics Have a Future?». Jetzt steht ein Workshop mit Studierenden auf dem Programm: «Volle vier Stunden soll das dauern», stöhnt sie.

Mary Beard ist ungeduldig. Nur keine Zeit verlieren, auch wenn die Zeit, mit der sie sich beschäftigt, weit zurückliegt. Rund zweitausend Jahre. Aber vergangen sei sie nicht ganz, sagt sie. Die Formen, in denen in Europa Macht und Herrschaft repräsentiert werde, zum Beispiel: alles aus dem alten Rom. Säulen, Inschriften, Porträtbüsten. Am liebsten aus Marmor, Weiss in Weiss. «Die Menschen sind heute noch fasziniert von den römischen Kaisern», sagt sie, «und dabei verdrängen sie, wie viele von ihnen ermordet wurden.» Ganz so strahlend sei das alles nicht gewesen. «Und, ganz ehrlich, die meisten waren sehr mitelmässige Herrscher.»

Duell mit Boris J.

Das ist keine Offenbarung, aber typisch für Mary Beard. Sie hat keine Angst, am Lack zu kratzen, mit dem die Antike jahrhundertlang übertrücht wurde, auch wenn das, was darunter zum Vorschein kommt, wenig erfreulich ist: Frauenfeindlichkeit, Sklaverei, Gewalt. «Ja», sagt Beard, «die klassische Antike war nicht «divers». Sie war weiss und männlich. Sie war gewalttätig. Und wir realisieren erst heute, wie stark sie missbraucht wurde, um moderne Ideologien zu rechtfertigen: Kriege, Imperialismus, Unterdrückung.»

«Das darf man nicht beschönigen», sagt Mary Beard. Natürlich, die alten Gesellschaften hätten auf Sklavenhaltung beruht. Und auch wenn es Ausnahmen gegeben habe, die meisten Sklaven hätten ein miserables Leben gehabt. «Aber wie ist es denn heute?», fragt sie: «Vielleicht gibt es ja noch immer so etwas wie



«Die Fragen, die wir an die alten Römer stellen, müssen wir auch uns stellen»: Dame Mary Beard erklärt, was es hiess, als Sklave in Pompeji zu leben.

Sklaven. Menschen, ohne die die Gesellschaft nicht funktionieren würde, aber die nicht zur Gesellschaft gehören. Allzu weit sollten wir uns nicht einbilden.»

Beard ist Professorin für Alte Geschichte. Aber sie ist nicht nur Wissenschaftlerin, sondern eine «public intellectual». Sie nimmt Stellung zu politischen Fragen, vor allem wenn es um Feminismus geht, sie twittert, moderiert Fernsehsendungen, schreibt Kolumnen für Zeitungen, einen Blog und Bücher über römische Geschichte, die regel-

mässig zu Bestsellern werden. Ihr Manifest «Women & Power» über Frauenfeindlichkeit und Sexismus in der Antike oder die Essaysammlung «Confronting the Classics», in der sie sich zum Beispiel fragt, was ein Römer machte, wenn er pleite war, oder ob sich Sappho die Zähne putzte, sind schon zu Klassikern geworden.

Mary Beard ist der Pop-Star unter den Altertumswissenschaftlern. Akademische Ehrungen hat sie dutzendweise erhalten, 2018 wurde sie Mit-

glied des Order of the British Empire und vergangene Woche ist ihr der Times Higher Education Lifetime Achievement Award verliehen worden, eine der prestigereichsten Auszeichnungen der akademischen Welt. Sie inszeniert sich gern. Und gut. Wenn sie vor Publikum ohne Schwärzerei. Eine, die Distanz hält. Mary Beard pocht darauf, dass wir vergangene Kulturen nicht betrachten können, ohne uns selbst zu hinterfragen. «Die Fragen, die wir an die alten Römer stellen, müssen wir auch uns stellen», sagt sie. Sonst sei alles nur ein unverbindliches Salongespräch.

So etwas wie ein «safe space»

Die Beschäftigung mit der römischen Geschichte biete so etwas wie einen «safe space», sagt Beard. Einen Raum, in dem wir über Themen wie Macht, Krieg oder Unterdrückung reden könnten, und zwar anhand von Ereignissen, in die wir selbst nicht direkt involviert sind. «Der Blick auf das alte Rom gibt uns die Möglichkeit, aus uns herauszutreten und über Dinge nachzudenken, über die wir sonst nicht auf diese Weise nachdenken.» Gilt das nicht auch für andere Epochen? Doch, sagt Beard. Aber Rom und Griechenland hätten den Vorteil, uns einigermaßen vertraut zu sein – und zugleich fremd. «Wir kennen vieles. Und lernen heute, uns über vieles zu wundern, was wir bisher gar nicht gesehen haben, weil wir andere Fragen stellten.»

Trotzdem steht die Altertumswissenschaft heute sogar bei Fachvertretern als «toxische» Disziplin unter Verdacht. Als weiss, männlich, kolonialistisch. Mary Beard zuckt mit den Schultern: «Ja, das Fach hat eine problematische Geschichte. Aber das haben die Nuklearphysik oder die Ethnologie auch. Dem müssen wir uns stellen.» Mit Augenmass, fügt sie hinzu. Und ohne zu vergessen, was wir aus der antiken Geschichte lernen können.

«Exzentrisches altes Mädchen»

Klar, Feinde hat sie auch. Und die sind nicht zimperlich. Internet-Trolle posteten schon Hass-Tweets, auf denen ihr Bild neben weiblichen Geschlechts-teilen zu sehen war. Doch solche Angriffe halten sie nicht davon ab, zu sagen, was sie sagen will. Auch wenn viele es nicht hören wollen. Dass Macht noch immer männlich besetzt sei, zum Beispiel, und Frauen, die Macht haben, zu Männern werden müssten, um akzeptiert zu werden. Und dass so lange nicht von Gleichstellung die Rede sein könne, als es wie eine Kritik klinge, wenn man von einer Frau sage, sie sei ehrgeizig.

Da meldet sich die Feministin zu Wort, die sich selbst einmal als «das

exzentrische alte Mädchen» bezeichnet hat, «das von den Römern erzählt». Nun ja, exzentrisch wirkt sie eigentlich nicht, und dass sie siebenundsechzig ist, sieht man ihr auch nicht an. Vom alten Rom sei sie begeistert, seit sie ein Kind war, sagt sie. Aber es ist eine Faszination ohne Schwärzerei. Eine, die Distanz hält. Mary Beard pocht darauf, dass wir vergangene Kulturen nicht betrachten können, ohne uns selbst zu hinterfragen. «Die Fragen, die wir an die alten Römer stellen, müssen wir auch uns stellen», sagt sie. Sonst sei alles nur ein unverbindliches Salongespräch.

So etwas wie ein «safe space»

Die Beschäftigung mit der römischen Geschichte biete so etwas wie einen «safe space», sagt Beard. Einen Raum, in dem wir über Themen wie Macht, Krieg oder Unterdrückung reden könnten, und zwar anhand von Ereignissen, in die wir selbst nicht direkt involviert sind. «Der Blick auf das alte Rom gibt uns die Möglichkeit, aus uns herauszutreten und über Dinge nachzudenken, über die wir sonst nicht auf diese Weise nachdenken.» Gilt das nicht auch für andere Epochen? Doch, sagt Beard. Aber Rom und Griechenland hätten den Vorteil, uns einigermaßen vertraut zu sein – und zugleich fremd. «Wir kennen vieles. Und lernen heute, uns über vieles zu wundern, was wir bisher gar nicht gesehen haben, weil wir andere Fragen stellten.»

Trotzdem steht die Altertumswissenschaft heute sogar bei Fachvertretern als «toxische» Disziplin unter Verdacht. Als weiss, männlich, kolonialistisch. Mary Beard zuckt mit den Schultern: «Ja, das Fach hat eine problematische Geschichte. Aber das haben die Nuklearphysik oder die Ethnologie auch. Dem müssen wir uns stellen.» Mit Augenmass, fügt sie hinzu. Und ohne zu vergessen, was wir aus der antiken Geschichte lernen können.

Aus der Geschichte lernen? Das klingt nach bürgertümlichem Bildungs-optimismus. Aber Mary Beard geht es nicht um simple Analogien, sondern um Grundsätzliches: «Was Macht ist, wie sie funktioniert und wie leicht Macht die korruptiert, die sie haben», sagt sie: «Das sehen Sie kaum irgendwo sonst so deutlich wie im alten Rom.» Ausser vielleicht in England? Jetzt gerade? Dame Mary seufzt. «England? It's not in a great state», sagt sie. Da blitzt ihr gut britisches Understatement auf. Und vielleicht ein Hauch Resignation.

«Republik» hat den Staat wohl jahrelang um Geld geprellt – unabsichtlich, wie die Medienmacher versichern

Das Zürcher Online-Magazin tritt mit hohen moralischen Ansprüchen auf, man will den Journalismus retten und die Demokratie dazu. Das rächt sich nun

LUCIEN SCHERRER

Steuervermeidung ist ein böses Wort, besonders wenn es in der «Republik» ausgesprochen wird. Das 2018 mit viel Beifall von links-grünen Politikern lancierte Online-Magazin arbeitet sich in seinen langen Artikeln immer wieder an fragwürdigen Steuerpraktiken ab. «Die Steuervermeidungs-industrie», so lautete eine der Schlagzeilen der letzten Jahre. «Wie weit darf Steueroptimierung gehen?» oder «Steuern, Demokratie und Faschismus». Banken, Superreiche und Turbo-kapitalisten, so der Tenor, prellen die Gesellschaft.

Kaum jemand hätte gedacht, dass die «Republik» einmal selber wegen seltsamen Steuergewarens in die Schlagzeilen geraten würde. Denn reich sind die kapitalismuskritischen Republikaner bisher nicht geworden. Sie bemühen sich gar nicht erst um Werbekunden. Am Leben erhalten wurde ihre mit rund 5 Millionen Franken dotierte Redaktion von Mäzenen, Spendern und derzeit rund 28 000 Abonnenten. Von diesen sind 24 500 gleichzeitig Mitglieder einer Genossenschaft, die wiederum eine AG finanziert.

Diese komplizierte Struktur steht nun als Steueroptimierungsmodell am Pranger, zumindest bei Medienplattformen wie «Muula.ch», der

«Weltwoche» und «Inside Paradisplatz», die das Magazin der Intransparenz und der Doppelmoral beziehungen oder gar über Steuerhinterziehung mutmassen. Ausgelöst wurden diese zum Teil abenteuerlichen Spekulationen von der «Republik» selber. In gewohnt ausufernder, mit Einstein-Zitaten geschmückter Rhetorik wurde die Kundschaft am 11. November in einem Newsletter darüber informiert, dass sich die «Republik» in der Vergangenheit einige «Dummheiten» geleistet habe.

Sich selber angezeigt

Konkret geht es um mehrere Spenden im Umfang von 2 Millionen Franken aus mehreren Kantonen, die man den Steuerbehörden zwischen 2017 und 2020 sehr wahrscheinlich falsch deklarierte: Statt als Schenkungen wurden sie als Erträge gemeldet, wie auch im Ende Oktober publizierten Geschäftsbericht nachzulesen ist. Damit hat die «Republik» dem Staat bis zu 830 000 Franken vorenthalten. Diesen Betrag hat die Geschäftsleitung jedenfalls zurückstellen lassen für allfällige Nachzahlungen – und sich in mehreren Kantonen selber angezeigt. Weil die Mehrwertsteuer bei Transaktionen von der Genossenschaft zur AG nicht korrekt verrechnet wurde, mussten zudem

Rückstellungen von weiteren 100 000 Franken gebildet werden.

Für diese «Dummheit» gibt es eigentlich nur zwei Erklärungen: Entweder wurde im «Republik»-Sitz an der Zürcher Langstrasse unprofessionell gewirtschaftet. Oder man betrieb Steueroptimierung, bis man kalte Füsse bekam. Ausserdem stellt sich die Frage, weshalb die «Community»

Es geht um Spenden von 2 Millionen Franken, die man den Steuerbehörden sehr wahrscheinlich falsch deklarierte.

des Magazins erst jetzt über die Vermögensseite informiert wurde. Zumal dem Geschäftsleiter zu entnehmen ist, dass diese seit «vergangenem Jahr» bekannt sind. Die Co-Geschäftsführerin Katharina Hemmer versichert auf Anfrage, es gehe um einen Fehler – und den habe man so früh wie möglich gemeldet: «Es gab zu keinem Zeitpunkt eine

Absicht zur Steueroptimierung.» Die Formulierung «im vergangenen Jahr» sei wohl etwas missverständlich, denn sie beziehe sich auf das vergangene Geschäftsjahr. Dieses dauert bei der «Republik» von Juli bis Juni, weshalb man den Fehler erst in diesem Sommer entdeckt habe. Glaubt man Katharina Hemmer, ist der komplexe Aufbau des Medienunternehmens unter anderem gewählt worden, um die Unabhängigkeit der Redaktion zu bewahren – und nicht aus finanziellen Überlegungen: «Aus steuerlichen Gründen hätte man sich eher für eine einfachere Struktur entschieden.»

Gegen «Blocher-Medien»

Tatsächlich wollten die «Republik»-Gründer um Constantin Seibt von Anfang an alles besser machen, völlig unabhängig sein, den Journalismus retten und die Demokratie gleich mit dazu. Politisch verstanden sie sich als Gegenprojekt zu «Blocher-Medien» wie der (zwischenzeitlich zur TX-Gruppe gehörenden) «Basler Zeitungen». Auf dieser Mission verstrickte man sich von Anfang an in gewisse Widersprüche, oder man tat Dinge, die in ihrem Zielpublikum anrüchig sind. Dazu gehört, dass die «Republik» aufgrund ihrer komplizierten Finanzgründe «Steuerruling» in Anspruch nimmt – eine verbindliche Beratung durch das

Steueramt, die in linken Kreisen gerne als «Steueroptimierung» und Schlimmeres betitelt wird.

Hinzu kommt, dass sich die «Republik»-Crew trotz aller Polemik gegen die angeblich demokratiegefährdenden Blocher-Medien von Millionären und Milliardärinnen mitfinanzieren liess. «Erbinke» nannte der alternative Unternehmer und «Republik»-Förderer Steff Fischer dieses Milieu einmal, weil es genau wie Christoph Blocher politische Absichten verfolgt.

Förderer mit politischer Agenda

So lieferten die Brüder Meili den grössten Teil des Startkapitals, nachdem sich die Cerberus-Erben für die Erbschaftssteuer engagiert hatten. Die Basler Stiftung für Medienvielfalt hat die «Republik» nach eigenen Angaben mehrfach mit «namhaften Beiträgen» unterstützt. Die Stiftung fördert hauptsächlich Projekte mit Linksrall, im Namen der Vielfalt – und sie wurde einst alimentiert von der Roche-Erbin Beatrice Oeri.

Ob es bei den falsch versteuerten Spenden um Beiträge der genannten Kantonen will Katharina Hemmer keine Namen nennen. Wie ernst die Verfehlungen der «Republik» waren, werden die Steuerbehörden klären müssen.

Die Panikmache ums Klima stumpft die Gesellschaft ab

Bei vielen lösen Umweltthemen nur noch Gähnen aus. Bruno Latour denkt in seinem Buch über Möglichkeiten nach, die Trägheit zu überwinden

CLAUDIA MÄDER

Die Buchhändler hatten es nicht leicht mit ihm, das war Bruno Latour klar. Oft wüssten die Verkäufer nicht recht, in welches Regal sie seine Bücher stellen sollten, sagte er im Frühling in einem Interview. Philosophie? Soziologie? Geschichte? Naturwissenschaft? Auf all diesen Feldern war der französische Denker tätig. Im Oktober ist er gestorben. Gerade ist sein allerletztes Buch in die Läden gekommen und dürfte dort für die üblichen Probleme sorgen. «Zur Entstehung einer ökologischen Klasse», laut Buchumschlag ein «Memorandum», fällt wieder zwischen die Sparten.

Ausgangspunkt des Textes – Latour hat ihn zusammen mit dem dänischen Soziologen Nikolaj Schultz verfasst – ist ein gesellschaftspolitischer Gegenwartsbefund. Obwohl inzwischen die ganze Welt wisse, dass mit Blick aufs Klima dringend behandelt werden müsste, sei nirgends eine «allgemeine Mobilisierung» zu sehen, schreiben die Autoren. Zwar würden dauernd die kommenden Katastrophen beschworen, doch führe das höchstens zu Abstumpfung: «Bislang besteht der Erfolg der politischen

Ökologie darin, die Menschen in Panik zu versetzen und diese gleichzeitig aus Langeweile zum Gähnen zu bringen.» Was es brauchen würde, um diese Trägheit zu überwinden: Darüber denken Latour und Schultz in 76 Punkten nach.

Rationaler als die Alten

Mit mehr Angst und Moralismus, so viel ist klar, ist nichts zu gewinnen. Eine «strafende Ökologie», die den Menschen wegen ihres schändlichen Umgangs mit der Natur ein Verzichtregime auferlegt – eine solche Ökologie kann in den Augen der Autoren kein breites Engagement bewirken. Stattdessen skizzieren Latour und Schultz eine positiv konnotierte Ökologie: ein umweltbewusstes Denken, das die Menschen mit Stolz ausstattet und ihnen Werte anbietet, für die sie bestenfalls mit Begeisterung einstehen wollen.

Um dieses Konzept zu konkretisieren, wenden sich die beiden Männer der Geschichte zu, ja, sie greifen direkt und ziemlich tief in die historische Mottenkiste. Das könnte man jedenfalls meinen, wenn sie die Klassenkampfrhetorik das höchstens zu Abstumpfung: «Bislang besteht der Erfolg der politischen

eigenes Bewusstsein entwickle und gegen die «führende Klasse» antrete. Doch mit Marx ist der Planet genauso wenig zu retten wie mit Moral und Panik, daran lassen Latour und Schultz keinen Zweifel. Nicht anders als der Liberalismus, so die Autoren, habe sich nämlich auch der Sozialismus nie um dasjenige Problem gekümmert, das heute zuoberst stehen müsste: die «Bewohnbarkeit» der Erde. Für den «Ökologismus» und die ihn propagierende «ökologische Klasse» dagegen sei dies das zentrale Thema. Fragen rund um die Produktion und die Verteilung von Gütern, welche die «alten Klassen» (sprich: Sozialisten und Liberale) bis heute hauptsächlich beschäftigten, rutschen auf der Prioritätenliste der Ökologen nach unten. Sie achten gemäss den Autoren zuallererst darauf, die Welt, in der und von der wir alle leben, nicht zu zerstören. Denn wo die «Bewohnbarkeit» des Planeten nicht mehr gegeben wäre, würde letztlich auch die Wirtschaft zusammenbrechen.

So zu denken, und das ist ein Clou dieser Schrift, ist für die Autoren ein Ausweis reinsten Rationalität: Da die im Entstehen begriffene «ökologische Klasse» vorausdenkt und essenzielle

Zusammenhänge berücksichtigt, kann sie laut Latour und Schultz stolz für sich in Anspruch nehmen, vernünftiger als alle anderen zu handeln und die Zivilisation in die Zukunft zu führen.

Die Arbeit beginnt erst

In der Logik der Autoren würde die «ökologische Klasse» somit einen ähnlichen Weg gehen wie einst das liberale Bürgertum. Dieses positionierte sich im 19. Jahrhundert als vorwärtsschauende, rationale Kraft und löste den überkommenen Adel als gesellschaftliche Führungsschicht ab. Im 21. Jahrhundert nun hätte diese Rolle an die «ökologische Klasse» überzugehen (wobei sich in diesem Segment unabhängig von ihrem ökonomischen Status all jene Menschen vereinen würden, die der «Frage der Bewohnbarkeit» Priorität einräumen).

Und gleich wie damals hätte es heute, neu über die Werte nachzudenken, die das Menschsein prägen. Freiheit, Autonomie, Emanzipation – mit solchen Konzepten konnte das Bürgertum die Menschen begeistern. Was hat der «Ökologismus» in diesem Bereich zu bieten? Was könnte Autonomie bedeuten in

einem Denken, das die Welt als grossen Organismus versteht und darauf pocht, dass alles mit allem zusammenhängt? Was ist Freiheit, wenn den Menschen ihre Abhängigkeit von anderen Lebewesen und ganzen Ökosystemen immer stärker ins Bewusstsein dringt?

Die Autoren stellen Fragen. Antworten geben sie keine: Vielleicht sollte man ihr Memorandum am Schluss also doch in der Rubrik «Philosophie» ablegen. In jedem Fall kommt tief zusammen auf den wenigen Seiten dieses Buches. Die titelgebende Klassen-Idee ist zwar wenig überzeugend, doch mit ihrer Suche nach einer positiven Ökologie treffen die Autoren einen wichtigen Punkt, und etliche ihrer Einwürfe enthalten Bedenkenswertes. Ausgereift ist freilich noch nichts. «Tout est à travailler», sagte Latour, als das Buch Anfang Jahr auf Französisch erschien. Er selber wird die Arbeit nicht mehr weiterführen. Aber jeder, der seine Notate liest, kann mit eigenen Gedanken beginnen.

Bruno Latour, Nikolaj Schultz: Zur Entstehung einer ökologischen Klasse. Ein Memorandum. Aus dem Französischen von Bernd Schwib. Suhrkamp-Verlag, Berlin 2022. 94 S., Fr. 23.90.